

Zeitschrift:	Bevölkerungsschutz : Zeitschrift für Risikoanalyse und Prävention, Planung und Ausbildung, Führung und Einsatz
Herausgeber:	Bundesamt für Bevölkerungsschutz
Band:	2 (2009)
Heft:	3
Artikel:	Mit Tuten, Tröten und Trompeten
Autor:	Michel, Kai
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-357863

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Geschichte

Mit Tuten, Tröten und Trompeten

An Gefahren und Katastrophen hat es in der Geschichte nicht geman- gelt. Schon immer galt es folglich, die Bevölkerung zu alarmieren. Doch wie tat man dies in Zeiten, die weder Sirenen noch Radio, kein Handy, Fernsehen oder E-Mail kannten? Zwar hat sich in den letzten Jahren eine historische Katastrophenforschung etabliert. Die Frage der Alar- mierung sei aber noch nicht systematisch erforscht worden, sagt der Berner Geschichtsprofessor Christian Pfister, einer der Protagonisten dieser Forschungsrichtung. Vorerst könne man nur punktuelle Aussagen machen. Die aber sind spannend genug.

Dass falscher Alarm eine üble Sache ist, wusste schon der antike Fabeldichter Äsop. Eine seiner Geschichten erzählt vom Hirtenbuben, der sich beim Schafehüten langweilte und deshalb rief: «Der Wolf! Der Wolf!» Mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnet kamen die Leute aus dem Dorf angestürmt, ärgerten sich aber fürchterlich, als der Junge bloss lachte. Trotzdem fielen sie noch ein Mal auf ihn herein. Erst als er ein drittes Mal «Der Wolf!» schrie, blieben sie weg. Dabei war es diesmal kein Spass. Der Wolf frass die ganze Herde.

Wächter im Einsatz

Wie Äsops Fabel zeigt: Der Warnschrei ist eine der ältesten Formen des Alarms. Gerne delegierte man das: Hunde kläfften schon in prähistorischen Zeiten, näherte sich jemand dem Dorf. Und die Gänse vom Kapitol wurden weltberühmt, weil sie durch Geräusche aufgeschreckt in einer Nacht plötzlich laut zu schnattern begannen und damit Rom vor den Galliern retteten.

Ansonsten griff man zu Lärminstrumenten als Alar- mierungsmittel: Wächter trugen Tuten, Tröten und Trom- peten, Trommeln, Pfeifen oder Holzklappern. Hauptsache, es machte Krach und war schnell und einfach zu bedie- nen. Makaber, dass Schellen oder Klappern im Mittelalter dazu eingesetzt wurden, um gewissermassen vor sich selbst zu warnen: Aussätzige, Leprakranke beispielswei- se, mussten Schellen oder Klappern an ihren Kleidern tragen, um Gesunde auf die Ansteckungsgefahr hinzu- weisen.

Die Feuerpost

Bereits in der Antike gab es avancierte Alarmtechniken: Leuchtfeuer etwa. Auf Anhöhen wurden Feuer entzündet, die nachts durch ihren Lichtschein, tags durch Rauch ein Signal zum nächsten Höhenfeuer sandten. Schon Aischylos (525–456 v. Chr.) berichtet in der Orestie, dass König Agamemnon seiner Frau Klytämnestra mittels «Feuerpost» die Nachricht vom Sieg über Troja schickte. Eine gute Idee war das nicht: Derart vorgewarnt, brachte sie gemeinsam mit ihrem Liebhaber den heimkehrenden Ehemann um.

Zwar misstrauen Historiker dieser Geschichte. Doch die Selbstverständlichkeit, mit der auch der griechische Historiker Herodot erzählt, dass die Perser ihrem König die geplante Eroberung von Athen «durch Feuerzeichen über die Inseln melden» sollten, zeigt: Die Nachrichtentechnik war bekannt. Tatsächlich tüftelte Polybios im 2. Jahrhundert v. Chr. an einem Fackelalphabet, mit dem sich komplexe Botschaften übermitteln liessen.

Höhenfeuer blieben bis in die Neuzeit im Gebrauch: In England warnten sie vor der spanischen Armada, an der schwedischen Küste vor Eindringlingen. Berühmt ist das Schweizer Alarmsystem der Hochwachten, dessen Anfänge bis ins 15. Jahrhundert zurückgeht. Das Netz der op- tisch in Verbindung stehenden Signalpunkte diente der schnellen Truppenmobilisierung und wurde ständig aus- gebaut. «1734 standen im Kanton Bern und seinen Untertanengebieten 156 Höhen- oder Chutzenfeuer vom

Genfersee bis an den Rhein bereit», erzählt Historiker Pfister. Noch heute erinnern die Höhenfeuer der 1.-August-Feiern daran.

Gottes Standgericht

«Allerdings ist dieses System meines Wissens nicht für den Katastrophenalarm eingesetzt worden», sagt Pfister. Es war ein militärisches Kommunikationsmittel – wie auch bei den anderen geschilderten Beispielen. Dennoch ist eine gelegentliche Nutzung im Katastrophenfall denkbar – leider schweigen die Quellen dazu, wie im Unglücksfall alarmiert wurde.

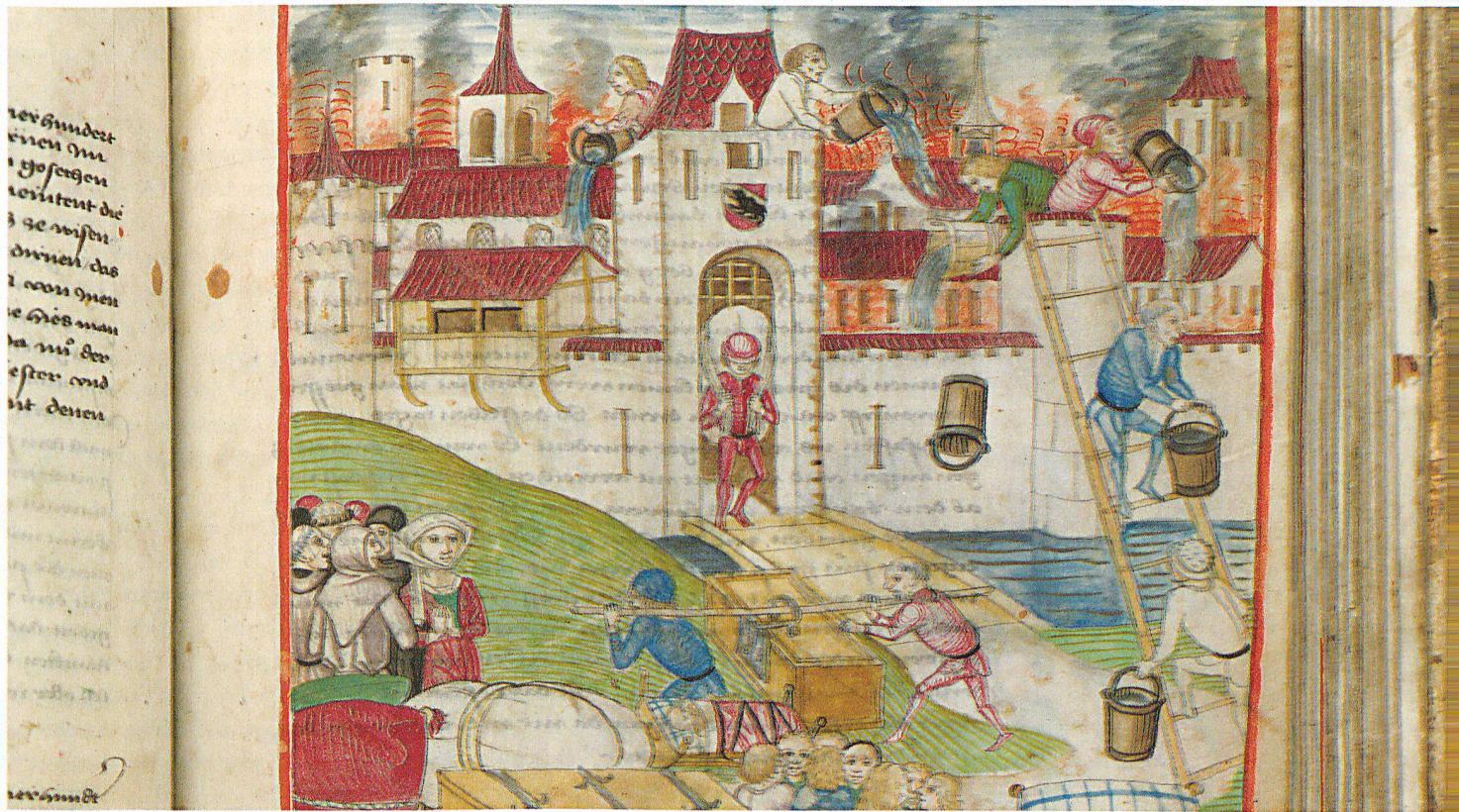
Ausserdem war das Katastrophenbewusstsein bis ins 18. Jahrhundert ein anderes. Erdbeben, Sturm oder Bergsturz: Es war Gott, der ein Standgericht über die Menschen hielt. So wie er es in der Bibel mit der Sintflut auch getan hatte. Sich dagegen zu wehren galt als Sünde, schreibt Quirinus Reichen vom Historischen Museum Bern im Buch «Entfesselte Elemente». Ein Warnsystem konnte sich deshalb erst dort etablieren, wo eine Unglücksart wiederholt auftrat. Dadurch wurde nicht nur die Notwendigkeit der Prävention einsichtig, sondern auch, dass das Desaster kein Gottes-, sondern Menschenwerk war. «In Europa lernten die Menschen den Umgang mit Katastrophen anhand von Feuersbrünsten», sagt Historiker Pfister.

Die Angst vorm Feuer

Häuser mit viel Holz, oft strohgedeckt, standen dicht an dicht. Offene Kamine und Herdstellen gab es in jedem Haus: Da sprang rasch ein Funke über. Kein Wunder, dass schon im antiken Rom Feuerschutzmassnahmen getroffen wurden. Im Mittelalter etablierte sich dann ein doppeltes Warnsystem: Von Kirch- oder Wachtürmen herab hielten die Türmer nach Rauch Ausschau; im Dunklen patrouillierten die Nachtwächter durch die Straßen. Meist trugen sie Hörner, um im Alarmfall mit ihrem schrillen Ton alle aufzuwecken.

Da es gelegentlich vorkam, dass die Hornsignale nicht gehört wurden, schlug man etwa 1651 in Zürich vor, Feuer auch durch Glockenschlag zu melden. Dadurch könne der Bevölkerung durch langsameres oder schnelleres Läuten zudem angezeigt werden, ob sich das Feuer ausdehne oder abnehme. Feuerläufer oder Feuerreiter mussten als Übermittler der Alarmsmeldungen ans Rathaus und Spritzenhaus eilen, aber auch die ausserhalb der Stadt Wohnenden warnen. Später tat das ein Mörser mit drei Alarmschüssen.

Ähnlich der Feuerprävention agierte man bei einem anderen wiederkehrenden Übel, dem Hochwasser. Schon im 15. Jahrhundert wurde in Basel ein Wächter aufgestellt, der den ansteigenden Rhein beobachtete.



Im ausgehenden Mittelalter gefährdete ein einzelner Brand immer gleich die ganze Stadt. Die Amtliche Berner Chronik des Diebold Schilling (Bern 1474–83) illustriert die Evakuierung und die Löscharbeiten beim Berner Stadtbrand von 1405.



Die Höhenfeuer der 1.-August-Feiern erinnern an einstige Informationsmittel.

«An der Elbe in Deutschland wurde mit Kanonenschüssen gewarnt, wenn das Eis aufgebrochen wurde», erzählt Pfister, «und im Oberengadin mit Glockengeläut, wenn der Inn über die Ufer trat.»

Ein ganz anderes Naturverständnis

Der Heidelberger Historiker Gerrit Jasper Schenk weist darauf hin, dass wir vorsichtig sein müssen, unser heutiges Verständnis auf alte Zeiten zu projizieren. «Das Naturverständnis war ein ganz anderes», sagt Schenk. «Auch führte das Erfahrungswissen damals tendenziell zu gröserer Vorsicht.» Das ist heute noch in entlegenen Winkel der Welt zu beobachten. Die Berliner Ethnologin Undine Frömming hat im indonesischen Urwald erforscht, wie die Menschen mit der Gefahr eines Vulkanausbruchs umgehen. «Sie nutzen die Tierwelt als Frühwarnsystem», sagt Frömming, «als natürlichen Seismografen.» Rumpelt es im Berg, fliehen die Tiere von den Vulkanhängen. «Zudem ist es üblich, dass ein Ältester oder eine Älteste am Berg lebt und besondere Beobachtungen meldet.» Da die Vulkane als Sitz der Vorfahren gelten und das Rumoren des Vulkans als deutlicher Hinweis empfunden wird, dass man sich den Ahnen und Göttern gegenüber falsch verhalten habe, wehren sich die Menschen dort gegen staatlich angeordnete Evakuati-

tionen, weil sie doch ihre «Pflicht» gegenüber den Ahnen erfüllen müssen.

Ähnlich magisch dachte man einst auch in Europa. Hinter der schrecklichen Seite der Natur, dem Wüten der Elemente vermutete man böse Dämonen. Den geweihten Glocken der Kirchen traute man jedoch Macht über sie zu: So weit der Glockenwall reichte, so weit reichte ihr Schutz. Wetterglocken warnten also nicht nur vor Sturm oder Gewitter, sondern vertrieben die Dämonen. «Vivos voco mortuos plango fulgura frango», steht auf der Grossen Glocke des Schaffhauser Münsters: «Die Lebenden rufe ich, die Toten betrauere ich, die Blitze breche ich.»

Läuten hingegen in modernen Zeiten die Glocken, so formulierte es der Schriftsteller Julius Stinde etwas pathetisch, «verjagt der Glockenklang keine Dämonen und Elementargeister mehr, sondern ruft Menschen herbei, die ihren Mitmenschen nicht durch Magie helfen, sondern durch jene Kraft, die Pflicht und aufopferungsfähige Nächstenliebe verleihen.»

Kai Michel
Journalist